

dtv

Jahrelang blieb die kleine Insel Zompara von Touristen verschont. Das ändert sich grundlegend, als der mysteriöse armenische Großmogul Kasparian beschließt, dort ein Feriendomizil zu errichten. Seine futuristische Villa macht Zompara zum Architekturmekka. Der Mogul, dessen absteigende Ohren in der Abendsonne golden leuchten, verliebt sich in das schöne Aktmodell Caterina, sorgt für zahlreiche Inselattraktionen und damit für einen Touristenboom, der erst nach dem plötzlichen Verschwinden Kasparians wieder nachlässt. Jahre später schildert der mäßig erfolgreiche Münchner Maler Felix Mahr jenen atemberaubenden Aufstieg und Niedergang Zomparas, an dem er nicht ganz unbeteiligt war.

Scharfsinnig und mit leichter Hand zeichnet der Roman über eine fiktive Insel ein liebevolles und zugleich selbstironisches Bild deutscher Italiensehnsucht.

*Herbert Rosendorfer*, 1934 in Bozen geboren, ist Jurist und Professor für Bayerische Literaturgeschichte. Seit 1969 zahlreiche Veröffentlichungen, unter denen die ›Briefe in die chinesische Vergangenheit‹ ([dtv 10541](#) und [25044](#)) am bekanntesten geworden sind. Herbert Rosendorfer ist Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste sowie der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz; er wurde mit zahlreichen bedeutenden Auszeichnungen geehrt, zuletzt 2010 mit dem CORINE-Ehrenpreis des Bayerischen Ministerpräsidenten. Die meisten seiner Bücher erscheinen als Taschenbücher bei [dtv](#). Er lebt mit seiner Familie in Südtirol.

Herbert Rosendorfer

Der Mann mit  
den goldenen Ohren

Ein Inselroman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Abbildungen im Buch mit freundlicher Genehmigung von Hubert Schelle. Hierzu siehe auch: *Autochthone Architektur. Das zeichnerische Werk Bruno Krisslers*. Edition Hupe im Verlag Schwebefähre. München 2006.

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Ungekürzte, vom Autor neu durchgesehene Ausgabe  
2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Copyright © 2009 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos von  
Corbis/The Gallery Collection  
Gesetzt aus der Garamond 9,5/12,91  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14113-0

Herbert Th. Scherreiks  
in alter Freundschaft  
gewidmet



Nicht das Sternengeschöß ist  
mächtiger, kein Flammenpfeil  
Als Aphrodites Geschoß, wenn es Eros'  
sichere Hand,  
Des Sohnes des Zeus, schnell.

*Euripides »Hyppolitos«*



# I

**I**rgendwann erschlage ich ihn noch. Ich stelle mir vor, er dreht sich um, damit ich nicht sehe, wieviel er in seiner unordentlichen Kassenschublade hat, befürchtend, ich könne daraus schließen, wieviel mehr er von den Touristen für meine Arbeiten nimmt, wenn er schon welche verkauft, was selten genug der Fall ist, und ich nehme diese widerliche Bronzeplastik seiner Lieblingsbildhauerin, einer absolut talentbehrenden Deutschen namens Ehrtrud Kolbranz-Schüttling, und haue sie ihm über den Schädel. Die Bronzeplastik würde sich dazu eignen, weil sie erstens schwer ist und zweitens scharfkantig und zackig. Was mich vom Mord abhält, sind nicht ethische Motive, das Gewissen oder die Sündhaftigkeit der Tat (obwohl ich so kaltherzig bin zu behaupten, ein Mord an Luca Veracci ist nichts Sündhaftes, wenn ich mich vielleicht auch nicht dazu versteige, ihn als gute Tat zu bezeichnen, mit der ein Pfadfinder seine Tagespflicht erfüllt hätte) – nein, von der Tat hält mich nur der Zustand der italienischen Gefängnisse ab, denn in ein solches käme ich ja wohl dann. Auf der Insel haben sie kein eigentliches Gefängnis, nur einen Kotter in der Carabinieri-Station, in dem aber die Frau des Maresciallo ihr Bügelzimmer eingerichtet hat. Ich würde mit dem Hubschrauber, vermute ich, in die Provinzhauptstadt aufs Festland geflogen. Schon das Strafe genug: ein Hubschrauberflug. Wenn der Motor aussetzt, trudelt ein Hubschrauber herunter wie ein Ahornsamen. Ein Flugzeug kann wenig-

stens noch weitersegeln, die Chance dazu besteht. Ein Hub-schrauber nicht. Und das Gefängnis dort in der Provinzhauptstadt dürfte eine dichtgedrängte Hölle sein. Man weiß, daß jede italienische Regierung, sie sei, wie sie wolle, gezwungen ist, auch den dürtigsten Anlaß wahrzunehmen, um eine Amnestie zu verfügen. Nicht aus Menschlichkeit, sondern um die Gefängnisse insassisch auszudünnen. Die letzte Amnestie erfolgte, glaube ich, anlässlich des hundertsten Jahrestages des Erfrierens einer italienischen Polarexpedition. Oder der Erfindung der Sackkarre. Aber Mörder, selbst Mörder von Galeristen und Kunsthändlern, fallen regelmäßig nicht unter die Amnestie.

Also werde ich ihn nicht erschlagen, auch nicht erwürgen oder ihm sonst eine Behandlung angedeihen lassen, die ihm eigentlich gebührt, denn er ist als Galerist für mich immerhin besser als gar nichts, außerdem der einzige auf der Insel, und wer weiß, ob nicht noch ein größerer Gauner nachfolgt. Ab und zu verkauft er ja doch ein Bild an einen Touristen. Früher, noch vor drei Jahren, war alles anders. Da hat es sechzehn Galeristen und Kunsthändler auf Zompara gegeben. Sie sind alle weg, nachdem die Sache mit Kasparian sozusagen zu Ende war, und damit der Tourismus, jedenfalls der große solche. Jetzt kommen nur noch Deutsche in kurzärmeligen Hemden mit einem Photoapparat vor dem Bauch, die die Reise in Ravensburg pauschal gebucht haben und sich in den bloßen Sand legen, weil sie zu geizig sind, um einen Liegestuhl zu mieten. »Ravensburg«: Ich habe nichts gegen Ravensburg, ich nehme es nur als Beispiel. Ich könnte auch Osterwied oder womöglich Rudolstadt sagen, mir ist nur Ravensburg eingefallen, weil Caesar dort geboren ist. Nein, nicht Gaius Julius, sondern Heribert Caesar, von dem noch die Rede sein wird, denn er hat mich darauf gebracht, dies alles hier und die Geschichte mit Kasparian

und der Insel niederzuschreiben. In Wirklichkeit heißt er – ich meine Caesar, nicht Kasparian – Albert Zürner, aber das hört er nicht gern. Auch nicht, daß er nur in Ravensburg geboren ist und nicht in Paris, zum Beispiel, oder wenigstens in Bad Homburg vor der Höhe. Ich glaube auch nicht, daß er weiß, daß ich von Zürner und Ravensburg weiß. Er hat nur einmal unten bei Amanda seinen überirdisch eleganten Kamelhaarmantel hängen lassen (als wir hingingen, war es frisch, als wir das Lokal verließen, war es inzwischen warm geworden), und im Mantel war sein Paß. Amanda hat mir den Mantel gegeben, ich solle ihn dem »Professore« bringen, weil der ja auch oben wohne, wie ich. Ich weiß, daß man so etwas nicht tut, aber ich habe in seinem Paß nachgeschaut. Immerhin ist *Heribert Caesar* als Künstlername eingetragen. Die Gefahr, daß Caesar dies hier liest, ist gering, obwohl, wie gesagt, das alles auf seine Anregung hin niedergeschrieben wird. Caesar liest nichts, was nach 1945 verfaßt wurde. »Alles was nach 1945 verfaßt wurde, und das gilt nicht nur für die deutsche Literatur, ist Schrott. Mit ganz wenigen Ausnahmen.«

Selbstverständlich zählen *seine* Werke zu den Ausnahmen, die braucht er aber nicht zu lesen, weil er sie ja selber geschrieben hat und vermutlich also kennt. Daß er dies hier zu den Ausnahmen zählt, ist unwahrscheinlich. Ich kann über ihn also hier schreiben, was ich will – obwohl, ich schätze ihn. So ist es nicht. Ich bewundere ihn sogar in mancher Hinsicht. Er ist der eleganteste Mensch, den ich kenne, und zwar nicht nur sozusagen äußerlich (seinen überirdischen Kamelhaarmantel, maßgeschneidert!, habe ich schon erwähnt), sondern auch innerlich. Er hat Redewendungen von brillantem Glanz. Er hat ein Gesicht, als trüge er ein Monokel, trägt aber keins. Er hat einen Hut von einer aristokratischen Schübigkeit, die aber den Glanz

der Krone eines abgedankten Herrschers ausstrahlt. Sozusagen die Ruine einer Kostbarkeit. Ich vermute, daß der Hut als neuer mehr gekostet hat als etwa das kleine Auto, mit dem Amanda auf der Insel herumfährt. Der wahre Wert des Hutes ist im Inneren, im Futter verborgen: das Etikett des Herstellers. Es handelt sich dabei allermindestens um den königlich-englischen Hoflieferanten, womöglich aber um einen finnischen Huthersteller, ein Geheimtip der eleganten Welt, der nur drei Exemplare pro Jahr fertigt. Etwas in die Richtung.

»Der Hut«, sagt Caesar, »hat inzwischen Wunden. Was sonst. Er hat alle Heimsuchungen miterlebt, die der feindliche Weltgeist als über mein Haupt zu schütten für angebracht gefunden hat.«

Caesar verachtet die Menschen, aber er behandelt sie mit der feinsten Rücksichtnahme.

## II

**A**rri Kasparian kam das erste Mal auf die Insel, da lebte ich, wenn ich mich recht erinnere, seit sieben Jahren hier. Nicht nur das mickrige Inselblättchen vermerkte dieses Ereignis, sondern sogar der *Messaggero*. Als ich, Felix Mahr, das erste Mal auf die Insel kam, vermerkte das nichts und niemand. Auch sonst unterschied sich Kasparians Ankunft von meiner erheblich. Ich meine nicht meine endgültige Übersiedlung hierher, ich rede von meinem allerersten Aufenthalt auf Zompara, das liegt viele, viele Jahre zurück.

Ich war viermal verheiratet. Vier Mal zu viel. Vier Mal geschieden. Kein Mal zu wenig. Meine erste Frau hieß Annelore, war etwas älter als ich und die einzige Tochter aus besserem Hause. Wenige Wochen, nachdem ich – damals erst mit 21 – volljährig geworden war und meine Eltern es mir nicht mehr verbieten konnten (also, um dies vorwegzunehmen, die beiden Leute, die als meine Eltern gelten, ob zu Recht, ist bis heute ungeklärt), fuhr ich mit Annelore in Urlaub. Wir waren noch nicht verheiratet, allerdings *verlobt*, sogar mit richtiger Verlobungsfeier, die mir höchst unangenehm gewesen war. Ich hatte bis dahin noch nie das Meer gesehen, überhaupt war mein touristischer Horizont eng begrenzt, reichte über Berchtesgaden im Süden und Osten und im Norden und Westen über Dinkelscherben bei Augsburg (wo eine Großmutter ins Altersheim gepfercht worden war) nicht hinaus. Ich hatte gehofft, daß der Herr des besseren Hauses, aus dem Annelore stammte, die Reise-

kosten übernehmen werde, aber das bessere Haus war gleichzeitig ein sparsames Haus. Anders ausgedrückt: Der Alte war von grünem Geiz beseelt. Er rückte ganze fünfzig Mark heraus, nicht ganz wenig damals, aber selbstverständlich längst nicht genug. Zum Glück hatte ich eine wohlmeinende Tante, die mir Geld lieh. So fuhren wir nach Zompara. Eigentlich wollte ich nach Capri, denn ich hatte eben Axel Munthes *Das Buch von San Michele* gelesen, aber nachdem ich die Prospekte studiert hatte, war klar, daß Capri unsere Finanzkraft weit überstieg. So wichen wir nach Zompara aus, das damals noch nicht einmal im fremdenverkehrlichen Aufstieg begriffen war. Es gab nur ein Hotel, das kein Hotel war, sondern ein einfaches Gasthaus und *Gloria di Garibaldi* hieß. Selbstverständlich behaupteten auch die Zomparesen (auf zomparesisch: Sz'compé), daß Garibaldi auf Zompara geweiht habe. So wie in ganz Italien kein Ort zu finden ist, und sei es das kleinste Drecknest, in dem es nicht eine Via Cavour gibt, so gibt es keinen Schrittbreit italienischer Erde, den nicht Garibaldi mit seinem Fuße geheiligt und – wie böse Zungen behaupten – ein uneheliches Kind hinterlassen hätte. Es heißt, hätte Garibaldi bei der Eroberung Siziliens seine Kuckuckseier mitgeführt, wäre es nicht der *Zug der Tausend*, sondern der *Zug der Zehntausend* gewesen. Der alte Meßdiener Peregrino, der voriges Jahr gestorben ist, hat sogar behauptet, Garibaldi sei auf Zompara geboren.

»Er war so alt«, sagte die schöne Wirtin Amanda, »daß er sagen hätte können, er weiß es, denn er war dabei.«

Annelore wäre mit Capri einverstanden gewesen. Annelore war auch mit Zompara einverstanden. Sie war immer mit allem einverstanden und wollte nichts als schlank und schön sein und bewundert werden und war der Meinung, es habe immer einer da zu sein, der für sie Sorge. Damals war

ich es. Ich verehrte sie kniefällig. Ich versuchte, ihre Liebe dadurch zu erringen, daß ich sie mehr und stärker bewunderte als alle anderen Verehrer. Ich errang ihre Liebe. Erst danach bemerkte ich, daß es mit der allgemeinen Bewunderung nicht soweit her war. Aber da war es zu spät. Sie kümmerte sich um nichts, nicht um die Fahrkarten, nicht um die Abfahrtszeiten. Da sie, auf ihre Schlankheit achtend, kaum etwas aß, brauchte sie sich auch nicht um Fragen der kulinarischen Versorgung während der langen Fahrt zu kümmern. Ich hatte sie dabei, so sah ich es später, wie einen Koffer. Stellte ich sie irgendwohin, blieb sie stehen und beschäftigte sich damit, schön zu sein. Bis ich sie wieder abholte. Ich fügte mich allem. Günstig war, daß sie allerdings keine Launen hatte, da ihr Gefühlspendel nicht ausschlug, weder nach dieser noch nach jener Seite. Und außerdem war sie stark kurzsichtig, war zu eitel, eine Brille zu tragen, und Haftschalen gab es damals noch nicht. So stand sie also am Kai, während ich die Schiffsbillets löste und dabei das erste Mal das Meer sah, und war schön und wartete darauf, daß ich sie auf die Fähre schob.

Der Aufenthalt auf Zompara war eine Katastrophe. Zwar malte ich fleißig, aber die übrige Zeit war von quälender Langeweile. Freilich: Annelore konnte einfach dasitzen und nichts tun, nicht einmal denken. Nur fort ließ sie mich nicht. Sie klebte an mir. Besser gesagt, sie erwartete wortlos und selbstverständlich, daß ich an ihr klebe. Und ich klebte, verliebt, wie ich war, und wir saßen – ich gähmend – in dem, was der Wirt der *Gloria di Garibaldi* als »Lounge« bezeichnete, oder, noch schlimmer, im resopalstilistisch eingerichteten Zimmer. Wobei der Begriff *einrichten* nicht wirklich zutraf. Der Wirt hatte wahrscheinlich andernorts nicht benötigte Möbel hier abgestellt. Es waren daher vier große, stark unterschiedliche Schränke im Zimmer, aber nur ein

Stuhl. Bad und WC waren auf der anderen Seite des Flurs. Das WC war so angeordnet, daß man – es gibt so unvergeßliche Dinge im Leben – immer mit einem Fuß den Türgriff hochdrücken mußte, denn die Tür war nicht sperrbar. Ich erspare dem Leser die Schilderung der, wenn der Ausdruck gestattet ist, notwendigen Verdauungsakrobatik, zumal das WC-Becken ziemlich weit von der Tür entfernt angebracht war. Oder überlasse es dem Leser, daß er hier eine Pause macht und sich die Kalamitäten selber ausmalt. Ich wünsche keinem Leser, daß er solche Kalamitäten erleidet, nicht einmal einem, der eventuell dieses Buch gestohlen hat statt gekauft.

Man bedenke, daß damals, in den frühen fünfziger Jahren, die geschlechtliche Sprunghaftigkeit unter jungen Leuten noch nicht so ausgeprägt war wie heute. Zwar hatte Annelore, wie ich eben in den zwei Wochen in Zompara festzustellen glaubte, schon gewisse Erfahrungen in dieser Hinsicht. Ich nicht. Ich hatte nur seelenraumgreifende Phantasien. Annelore war die erste Frau, außer den Modellen in der Akademie, die ich sozusagen privat nackt sah. Auch da war sie sozusagen unbekümmert, schlief nackt, rannte nackt über den Flur ins Bad. Zog sich am Strand nackt aus, bevor sie in den Badeanzug schlüpfte. Und, ob man es glaubt oder nicht, ich lag zwei Wochen in einem Bett, das die Italiener Matrimoniale nennen, neben ihr, neben der nackten Annelore, und ich *erkannte* sie nicht.

Später einmal, da waren wir schon verheiratet, kam die Rede darauf, und sie sagte: Ja, sie habe sich damals sehr gewundert. »Warum hast du nichts gesagt?« fragte ich. »Ich dachte«, sagte sie, »*du* sagst etwas.« War es die Tragik dieser Ehe, daß *sie* immer darauf wartete, daß *ich* etwas sage?

Dies also war mein erster Aufenthalt auf der Insel Zompara, die, das ist allerdings etwas übertrieben gesagt, mein

Schicksal werden sollte, sofern man es als Schicksal betrachtet, daß ich nunmehr seit über zwanzig Jahren hier lebe und nicht vorhabe, in meinem restlichen Leben wegzuziehen.

Etwa zehn Jahre später kam ich das zweite und sozusagen vorletzte Mal auf die Insel. Dem Leser ist klar, was ich damit meine? Das letzte Mal, hoffe ich, kam ich damals vor über zwanzig Jahren (genau: 24 Jahren) mit meinem nicht sehr umfangreichen Umzugsgut hierher, mit dem Auto bis in die Provinzhauptstadt, wo ich das Auto verkaufte, und dann per Fähre auf die Insel. Was tu ich mit einem Auto auf der Insel, wo ich alles, was ich brauche, zu Fuß in längstens einer Viertelstunde erreiche? (Allerdings habe ich mir schon ein paarmal überlegt, nein: kein Fahrrad, dafür sind die Wege zu steil, sondern einen Esel zu kaufen.) Will ich, was selten genug ist, auf die andere Inselseite, wo die verlassenen, langsam verfallenden Hotelkästen und Ferienhäuser stehen, so nehme ich den Omnibus, oder Amanda kutschiert mich mit ihrer *Primula* dorthin.

Das vorletzte Mal also, daß ich die Insel betrat, war ich oder waren wir, Annelore und ich, finanziell erheblich besser ausgestattet. Wir waren verheiratet und hatten zwei Kinder, zwei Mädchen, damals drei und sechs Jahre alt: Linda und Lewina. Die finanziell bessere Ausstattung verdankten wir nicht meinen Erfolgen als Maler, sondern dem Geiz des Alten, also Annelores Vater. Ja, dem schon erwähnten grünen Geiz, wohlgemerkt, nicht der Großzügigkeit.

Ich schiebe eine Bemerkung ein, die mir wohl nicht zur Ehre gereicht; ich war als Maler nicht erfolgreich. Ich war so trotzig, den Trend in den fünfziger Jahren zu verachten, und malte saubere Landschaften – Südliches mit viereckigen weißen Häusern und Zypressen. Ich gestehe, daß die schwarz-grünen Flammen der Zypressen an Van Gogh erinnerten. Es ist schwierig, Zypressen zu malen, ohne daß

einem Van Gogh im Wege steht. Bei Sonnenblumen ist es noch schlimmer, aber davon ließ ich zum Glück die Finger. Es gibt eben Helden der Vorzeit, die dies oder jenes abschließend behandelt haben, und dann sollten die Posterioren ihr Haupt demütig beugen und Ruhe geben. Aber zurück zum alten Knüpriß, Annelores Vater.

Er wollte den Installateurlohn einsparen und bohrte selber. Er bohrte auf eine Starkstromleitung. Der Bohrer lief noch, als die Mutter Annelores ihn fand. Der Stromschlag, ergab die Obduktion, wäre nicht tödlich gewesen, tödlich war der Sturz von der über zwei Meter hohen Leiter mit dem Kopf auf die Kante einer alten, unschönen und wurmstichigen Truhe aus der Nachkriegszeit, die Annelores Mutter immer schon zum Sperrmüll geben wollte. Der Alte aber hatte darauf bestanden, daß man sie behalte, weil man nicht wisse, ob man sie nicht noch einmal brauchen könne.

Annelore und ihre Mutter erbten je die Hälfte des nicht unbeträchtlichen Vermögens.

Ich kann nicht genau sagen, warum ich für die ersten Ferien im Wohlstand ausgerechnet wieder Zompara wählte. Nun hätten wir uns Capri leisten können. (Annelore wählte selbstverständlich gar nichts. Sie kofferte, wenn ich diesen Ausdruck erfinden darf, immer noch neben mir her, auch als Ehefrau und Mutter.) Wegen Amanda? Die schöne Amanda hatte es mir sicher nicht angetan, denn als ich das erste Mal auf der Insel war, wurde eben erst Amandas spätere Mutter geboren. Warum dann? Die Erinnerungen an den ersten Aufenthalt waren, wie der Leser dem oben Gesagten entnehmen kann, nicht dazu angetan, die Insel wiedersehen zu wollen. Der Versuch, ob es diesmal besser gehe? Wohl kaum. Die Ehe war längst am unteren Ende der schiefen Bahn angekommen. War es, jetzt greife ich in die literarischen Harfensaiten, das Walten ebenjenes, oben schon bemühten

Schicksals, das, ohne daß ich es wußte, daran ging, mich für immer auf die Insel zu ziehen? Wenn ja, mußte es noch zwanzig Jahre warten. Aber erwähntes Schicksal und dessen Walten prägten mir die Insel diesmal in schönerem Licht ins Gedächtnis. Ich beschäftigte mich mit den Kindern, ergötzte mich an der sechsjährigen Linda, die sehr rasch erkannte, daß sie durch bloßes Nennen der Zimmernummer in der Hotelbar die sofortige Herbeibringung eines Eisbechers oder einer Aranciata erwirkte, die sie dann mit elegant übergeschlagenen Beinen in dem viel zu großen Sessel sitzend aß oder schlürfte. Ich machte mit den Kindern Eselsritte, baute Sandburgen, spielte unendliche Mensch-ärgere-dich-nicht-Partien, wobei Linda auch für Lewina mitwürfelte, die so tat, als verstehe sie das Spiel schon. Und was dergleichen mehr ist.

Frau Annelore Mahr-Knüpriß saß inzwischen am Strand und war – war immer noch schön? Auch sie war natürlich zehn Jahre älter geworden; innerlich zehn und äußerlich, behauptete ich, zwanzig Jahre. Sie, die früher Wert auf Chic gelegt, die, in erwähnter Unbekümmertheit, hochgewagt Erotisches getragen – oder sogar nicht(s) getragen – hatte, befließigte sich jetzt textilisch biederer Spießigkeit in Braun und Dunkelgrau und verstieg sich sogar zu Strickkleidern. Am Strand trug sie einen Badeanzug in einer Farbe, die bei der Klerikalausstattungs-Firma *Gamarelli* in Rom »colore vescovo« heißt, und von einem Schnitt, der mich verwundern ließ, daß nicht die Gemeindeverwaltung eingriff: wegen Verunstaltung des Gesamtbildes durch Zurschaustellung von Textilantiquitäten aus Kaisers Zeiten. Das einzig Lebendige an der Ehe waren die relativ regelmäßigen Auseinandersetzungen, bei denen Annelore schimpfen und kreischen konnte. Sie ärgerte sich dabei, weil sie als Frau, sagte sie, mit ihrer hohen Stimme im Nachteil, und vor

allem, weil ich, so ihre Meinung, ungeeignet zum ernsthaften Streit sei. Ich sagte nämlich immer nur: »Du hast recht«, oder »Ja, ich bin ein Schwein«. Es endete fast immer damit, daß sie das Haus verließ, sich sozusagen in die kalte, fremde Welt werfend, ohne Mantel im Winter, im Sommer ohne Schuhe, nach dem Prinzip: »Recht geschieht es dem Vater, wenn mir die Hände abfrieren, was kauft er mir keine Handschuhe.«

Soll ich ganz ehrlich sein? »Ehrlichkeit ist nur literarisch vertretbar«, sagt Heribert Caesar, »im wirklichen Leben ist Lügen angesagt.« Also ehrlich: Der Grund für manche dieser Auseinandersetzungen war mein zwar nur gelegentliches, aber manchmal weiter gespanntes Interesse für andere Frauen. Nichts davon. »Der Kavalier schweigt auch, wenn er längst nicht mehr genießt«, sagt Caesar.

Aus der nebenbei erwähnten Hotelbar, in die sich meine Tochter Linda setzen konnte, schließt der aufmerksame Leser sofort, daß sich der touristische, gastronomische Zustand der Insel geändert hatte, obwohl sich Arri Kasparian, der skrupelabstinente Kommerzmogul, Waffenschieber, Reeder und Drogengrossist, noch lange nicht für die Insel interessierte. Es war – mit irgendwelchen europäischen Geldspritzen für unterentwickelte Regionen – eine Straße, wenngleich noch unbefestigt, zur anderen Seite der Insel gebaut worden, wo die schönen Strände sind. Der Hafen war ausgebaut worden und sollte noch weiter ausgebaut werden. Das eine Fährschiff, die *Massimo d'Azeglio*, war sogar schon ein Tragflügelboot. Und es gab ein kleines Hotel, noch durchaus in menschlichem Stil erbaut. Die *Gloria di Garibaldi* hieß jetzt *Al Sole* und nannte sich Restaurant, das zwar über keinerlei Sterne in irgendeinem Gourmet-Führer verfügte, wo man sich aber immerhin bemühte, saubere weiße Tischtücher aufzulegen.